

„Wie Paulus vor Damaskus“

Anderson im Gespräch mit der ZEIT über Carter

B114L06

~~Zeit~~ ~~Acc~~ ~~Zeitung~~
Z **ZEIT:** Im Schlagschatten der Doppelkrise Iran/Afghanistan haben die europäisch-amerikanischen Beziehungen einen Tiefpunkt erreicht. Hätten Sie das Problem besser gemeistert als Jimmy Carter?

Anderson: Uns Amerikanern fehlt oft das Verständnis dafür, daß Amerika und Europa verschiedene Wege zur Entspannung eingeschlagen haben. Im Rahmen der Ostpolitik hat die Bundesrepublik eine Reihe von bedeutenden Fortschritten für das deutsche Volk erzielt. Ich denke da an die rund 50 000 deutschstämmigen Aussiedler aus dem Osten, an über drei Millionen Reisen in die DDR und knapp 1,5 Millionen Besuche aus der DDR allein im vorigen Jahr. Der bundesdeutsche Handel mit Osteuropa beläuft sich auf 17 Milliarden Dollar, unserer bloß auf sieben Milliarden Dollar.

Wir haben längst nicht solche intensiven Handelsbeziehungen mit dem Osten entwickelt, und wir müssen auch unsere Bürger nicht aus Osteuropa herausholen. Wir Amerikaner haben also nicht immer das richtige Verständnis für die vernünftigen Beweggründe der westdeutschen Entspannungspolitik entwickelt. Ich empfinde diese Politik als gerechtfertigt und keinesfalls als gefährlich. Ich verstehe sehr wohl, warum sich das deutsch-sowjetische Verhältnis anders entwickelt hat als unser Verhältnis zur Sowjetunion.

ZEIT: Was hätten Sie an Stelle Jimmy Carters getan, um die Einheit des Bündnisses zu erhalten?

Anderson: Ich hätte meine Verbündeten konsultiert, bevor ich eine neue „Carter-Doktrin“ oder einen Olympia-Boykott verkündet hätte. Als Präsident würde ich eine Erneuerung der europäisch-amerikanischen Partnerschaft anstreben — und zwar mit der klaren Erkenntnis, daß Europa eine wichtigere Rolle als bisher spielen sollte. Wir können es nicht mehr ignorieren, daß Europa stärker geworden ist und mehr Einfluß haben möchte.

ZEIT: Wären Sie auch bereit, Abweichungen der europäischen Politik zu akzeptieren?

Anderson: Wir müssen unsere Divergenzen natürlich in Grenzen halten, damit die Sowjets uns nicht fälschlicherweise für so zerstritten halten, daß sie ungestraft ein Land nach dem anderen einkassieren können — erst Afghanistan, dann Pakistan usw. Wir müssen aber nicht unbedingt alle eine identische Politik betreiben. In der westlichen Zusammenarbeit gibt es genug Spielraum für die einzelnen Länder, Entspannung im Lichte ihrer eigenen Bedürfnisse zu interpretieren.

ZEIT: Sie haben unlängst gefordert, daß wir uns auf die Gemeinsamkeiten besinnen sollten. Die Europäer müßten erkennen, daß es auch in ihrem Interesse läge, der amerikanischen Führung zu folgen ...

Anderson: Ich glaube, man führt am besten durch das gute Beispiel, das man selber setzt. Ein Hauptpunkt der europäischen Kritik ist doch die Unsterheit der amerikanischen Außenpolitik in den letzten Jahren. Wir müs-

sen uns Ziele setzen und sie dann stetig verfolgen — anders als Jimmy Carter, der im März 1977 unsere „unmäßige Kommunismusfurcht“ beklagt und dann, im Dezember 1979, nach Afghanistan, wie Paulus auf der Straße nach Damaskus, verkündet, daß er nun endlich das Licht gesehen habe ... Vor allem stört mich der Unilateralismus der Carter-Administration — ihre mangelnde Bereitschaft vorher über eine gemeinsame Politik mit den Verbündeten zu beraten.

ZEIT: Sie wollen Amerikas Interesse am Persischen Golf reduzieren — indem sie die Amerikaner auffordern, weniger Öl zu verbrauchen. Und: „Um Spannungen mit der Sowjetunion zu verringern, müssen wir unsere lebenswichtigen Interessen sparsamer definieren.“ Aber der Golf ist doch so oder so von überragender strategischer Bedeutung. Das klingt nach Isolationismus ...

Anderson: Solange wir täglich 6,5 Millionen Barrel Öl importieren, bleibt unsere Diplomatie gefesselt. Wir haben uns selber in eine schwache Position manövriert. Wir müssen unsere Verhandlungsposition im Golf stärken, indem wir unsere Öl-Abhängigkeit verringern.

ZEIT: Sie haben eine „drakonische Haushaltspolitik gefordert, auch auf dem Verteidigungssektor. Nun muß man nicht unbedingt Ronald Reagan heißen, um zu glauben, daß die Vereinigten Staaten ihre militärische Macht in den siebziger Jahren vernachlässigt haben — bis zu dem Punkt, wo ein rascher militärischer Eingriff schon an den fehlenden Transportflugzeugen scheitern würde ...

Anderson: Die Carter-Administration hat die konventionellen Waffen vernachlässigt. Unser Verteidigungshaushalt sollte sich genau auf diese Schwäche und auf den Mangel an See- und Lufttransportkapazität konzentrieren. Als Präsident würde ich nicht vor gezielten Budget-Erhöhungen auf diesen Gebieten zurückschrecken. Außerdem bin ich sehr über die dreifache Panzerüberlegenheit des Warschauer Pakts in Europa besorgt. Abschreckung ist ja nicht nur eine Sache der Atomwaffen. Wir müssen auch ein glaubhaftes konventionelles Abschreckungspotential bereithalten. Und ich glaube nicht, daß die Vereinigten Staaten heute über ein solches Potential verfügen.

ZEIT: Hat der Moskau-Besuch von Bundeskanzler Schmidt Sie beunruhigt?

Quelle

Datum

2

B114L07

Anderson: Mich persönlich hat das Ergebnis dieser Reise sehr befriedigt. Der Kanzler ist ja immerhin mit Breschnjews Zusicherung zurückgekommen, daß Moskau gewillt sei, über die eurostrategischen Waffen zu verhandeln, ohne daß die Nato zuvor ihren Nachrüstungsbeschuß verschieben müsse. Nur: Ich wäre nicht ganz ehrlich, wenn ich nicht gleichzeitig meine Besorgnis über die neuen sowjetischen Bedingungen ausdrücken würde: die Ratifizierung von Salt II und ihre Forderung, auch über die *forward based systems* zu verhandeln, die in Europa stationierten amerikanischen Atomflugzeuge, die Sowjetrußland erreichen können. Wir dachten ja, daß Salt I dieses Problem endgültig ausgeklammert hätte. Ich glaube auch nicht, daß die Europäer sehr glücklich darüber wären, wenn wir unsere *Phantoms* und FB-111-Bomber in Europa aufgeben müßten, um so das Einfrieren des sowjetischen SS-20-Potentials zu erkaufen.

Das Gespräch führte Josef Joffe

4